

Baiernherkunft im Widerstreit der Meinungen

Eine Abwägung der Herkunftsthesen - von Hans Streibl (Fortsetzung und Schluss)

Zeit zu opfern, um einer Stammesherkunft nachzuspüren, kann das wichtig genug sein in einer Epoche globalen Umbruchs? Diese Frage stellt sich der Angerer Hans Streibl und kommt auch zu einer Antwort. In der Ausgabe der „Heimatblätter“ Jahrgang 77/Nummer 9 vom 7. November 2009 ist der erste Teil seiner Ausführungen zu dem Thema wiedergegeben. Nun folgen Fortsetzung und Schluss:

„Um sich die Verwirklichung ihrer Offensivabsicht gegen das Römische Reich durch einen soliden Brückenkopf zu erleichtern, dürften die Markomannen zunächst die südlich der Donau liegenden Festungen erobert haben. Und die nachfolgende blitzschnelle Landnahme - veranschaulicht durch die frühe Nachbarschaft zu den Schwaben - beweist augenscheinlich, wie präzise vorbereitet dieser Zugriff auf die römischen Provinzen gewesen sein musste und wie erfolgreich sich die strategische Zielsetzung für die Markomannen auswirkte.“

Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist auch das zunehmende „ins Abseits Stellen“ dieses Volkes. Es verschwindet seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges mehr und mehr in der Versenkung. Man hört kaum noch von ihm und wenn, dann hört man Belangloses. Von seiner ehemals überragenden Bedeutung ist gar nichts mehr zu vernehmen.

Warum also verhüllt man, dass es diesem Stamm unter seinem König Marbod gelingen konnte, den im Jahr 6 n. Chr. mit zwölf Legionen und Vernichtungsabsicht geführten Zangenangriff des Imperiums zurückzuwerfen? Und warum verhüllt man, dass es somit gelang, nicht nur sich selbst sondern darüber hinaus Gesamtger-

manien vor der Unterwerfung zu bewahren und dadurch die Fundamentbildung einer künftigen deutschen Nation überhaupt erst zu ermöglichen?

Und warum verhüllt man auch, dass in den Markomannen-Kriegen, die sich von 166 bis 180 n. Chr. hinzogen, der Stamm mächtig genug war, die Donaugrenze zu zertrümmern, bis nach Aquileia vorzustoßen und alle Legionen, die sich ihm entgegenstellten, auszulöschen? Und warum äußert man sich überhaupt nicht darüber, dass, obgleich Mark Aurel die Reparatur der Grenze notdürftig gelang, sich Rom danach zunehmend in die Defensive gedrängt sah und es den Germanen mehr und mehr gelang, das Gesetz des Handels an sich zu reißen?

Sah man sich vielleicht deswegen gezwungen, diese und andere Fakten zu verhüllen, zu zerreuen, ja zu verschweigen, weil dieser Stamm in seiner Mächtigkeit, Lebendigkeit und explosiver Potenz nicht einzugliedern war in die Stammesbildungslehre. Und weil sich daraus leicht die Frage erheben hätte können, wo ein so gewaltiges Volk denn hingekommen sein sollte, nachdem es sich in Böhmen verlor?

Und weil vielleicht einem unbedeutenden Stamm die Mär, er hätte sich aufgelöst, leichter anzudichten war, mussten darum die Markomannen nicht unbedeutend geredet werden, ungeachtet des dicken Striches, den die Archäologie durch dieses „Argument“ gezogen hatte. Neben all den schon besprochenen Schwierigkeiten türmte sich vor den Autochthonen auch die Notwendigkeit auf, die Bildung eines Stammes aus Völkerstümpfen plausibel zu machen. Bei welchem „Übermenschen“ konnte man die Bewältigung eines derartigen Titanenwerkes überhaupt voraussetzen?

Mangels geschichtlicher Hinweise einigte man sich auf den großen Ostgotenkönig Theoderich. Weil er nördlich der Alpen friedliche Verhältnisse brauchte und auch Anspruch auf die dortigen Provinzen angemeldet hatte, lägen triftige Gründe vor, um auch als Erbauer des bajuwarischen Stammes infrage zu kommen, sagt man uns. Doch hatten die Goten überhaupt Rechtsansprüche auf Ländereien des zerbrochenen Imperiums? Und wenn, waren die durchsetzbar? Ist es doch eine Binsenweisheit, dass Rechtsansprüche im Völkerdasein in der Regel auf der Macht des Schwertes ruhen. Eine sinnlose Stammesbildung in einem weit abgelegenen Land dürfte für die Goten kaum zwingend genug gewesen sein, ihre Schwertmacht, die sie im eigenen Lande dringend brauchten,

zu verzetteln, denn dieser vergleichsweise schwache Stamm hatte mit dem unentwegt aufbegehrenden Millionenvolk der Italiker und durch eine Reihe kriegerischer Auseinandersetzungen schon zu Lebzeiten des Königs so schwerwiegende Probleme, dass ihm schon da das Wasser bis zum Halse stand. Diese prekäre Lage verschlechterte sich Schritt um Schritt nach dem Ableben Theoderichs im Jahre 526 n. Chr., weil sich vom byzantinischen Reich her wegen des Anspruchs Kaiser Justinians auf Westrom eine für die Ostgoten tödliche Gefahr erhob.

Die Absicht des Kaisers, durch die Wiedervereinigung der Reichshälften dem zerfallenen Imperium erneut Weltgeltung zu verschaffen, zwang ihn zu einem Rückeroberungskrieg. Im Jahre 534 n. Chr. entfachte er diese blutige Auseinandersetzung und vermochte nach fast 20-jährigem Gemetzel im Jahre 552 n. Chr. die völlige Vernichtung des ostgotischen Stammes und seiner wohlthätigen Herrschaft in Italien in das Buch der Geschichte einzuschreiben.

Angesichts des tragischen Verlaufs der ostgotischen Geschichte ist wohl kaum anzunehmen, es wäre diesem Volke noch Kraft und Zeit verblieben, sich um die Bildung eines bajuwarischen Stammes zu kümmern. Sowie man die bereits angeführten Geschehnisse je nach Bedarf im autochthonen Sinne kleinredete oder umdeutete, hat man ein besonders erhellend berührendes Ereignis „bedarfsangepasst“, eben dem Vergessen preisgegeben: Die schon angedeutete Vermählung des bajuwarischen Herzogs Garibald mit der langobardischen Prinzessin Waltrada im Jahre 555.

Warum aber sollte diese geschichtlich verbürgte Verbindung gerade in dem geschilderten Zusammenhang ganz aus dem Blickfeld verschwinden? Wohl weil es in diesem Fall keine Möglichkeit gab, etwas umzudeuten oder zu zerreuen, denn kein denkender Mensch wäre zu überzeugen gewesen, der mächtige Langobardenkönig würde seine Tochter einem herumziehenden Abenteurer ausgeliefert haben. Da musste schon ein angesehenes Fürst ihrer warten und ein wohlgeordnetes Herrscherhaus für sie bereit stehen; darüber hinaus gewiss auch für den König ein vertrauenswürdiges Schwiegersohn, Herrscher über einen altbewährten Stamm und eine schlagkräftige Streitmacht, denn Garibald musste als Bundesgenosse infrage kommen, da der König sich mit dem Gedanken trug, in Italien einzumarschieren.

Aus eingehender Befragung zuständiger antiker Quellen, neuerer Geschichtsliteratur und gründlicher Überlegungen erwuchs meine feste Überzeugung, dass nur der mächtige Stamm der Markomannen Baiern besiedelt haben konnte, dass also die autochthone Lehre, die Baiern hätten sich aus Völkerresten gebildet, unhaltbar geworden ist und somit aus unserem Geschichtsbild ausgeschieden werden muss, damit Ansehen und Würde des Stammes der Baiern nicht länger zu beschädigen sind und wir uns nicht in jenen Sümpfen, von denen ich eingangs geredet habe, unumkehrbar verirren und verlieren können.“

Heimatblätter“, Beilage zu „Reichenhaller Tagblatt“ und „Freilassinger Anzeiger“, gegründet 1920 von Max Wiedemann, Druck und Verlag der „BGL-Medien und Druck GmbH & Co. KG“, Bad Reichenhall.



77. Jahrgang

Heimatblätter

Beilage von „Reichenhaller Tagblatt“
und „Freilassinger Anzeiger“

Weihnachten 2009

Nr. 11

Unterwegs sein und das Kind finden

Gedanken zur Weihnacht von Dr. theol. Engelbert Maximilian Buxbaum

„In jenen Tagen erließ Kaiser Augustus den Befehl, alle Bewohner des Reiches in Steuerlisten einzutragen (Lk 2, 1). Ein Befehl des Kaisers aus Rom schreckt die Menschen bis in den hintersten Winkel des Römischen Reiches auf. Der Mächtige ist allgegenwärtig. Seine Statthalter führen aus, was er befiehlt. Der Mächtige pfeift, und die Untergebenen müssen tanzen.“

„Da begab sich jeder in seine Stadt ...“ (Lk 2, 3). Es waren viele, die gingen. Die halbe Welt war unterwegs. Ist das Flüchtlings-schicksal, das hier erzählt wird, nicht Schicksal von Millionen, die durch einen Federstrich der Mächtigen entwurzelt und heimatlos werden? Menschen, die unterwegs sind von Polen nach Deutschland, von China nach Hongkong, von Vietnam nach Deutschland? Teilen Maria und Josef nicht das Abgewiesenerwerden der Ausländer bei der Wohnungssuche? Kommt ihr Kind nicht irgendwo in einem Hinterhof, einem Schuppen oder einem Unterstellplatz für Tiere zur Welt? Sicher, all das will mitgehört werden bei der weihnachtlichen Botschaft. Aber dahinter steht auch das andere. Was da mit Maria und Josef geschieht, ist ein typischer Zug biblischen Erzählens. Der Gott, von dem die Bibel spricht, ist ein Gott, der im Unterwegssein und in der Ungesicherheit zu finden ist. Wer die festen Wohnplätze aufgibt, das haben die Erzväter Israels zur Genüge erfahren, der begegnet Gott; dem kommt es so vor, als würden Unbill und Gefahren von diesem Gott getragen. Unterwegssein und Gott finden! Maria und Josef sind

unterwegs. Deshalb kann in ihnen der Geist Gottes wachsen, kann Gott in Maria Fleisch annehmen und durch sie geboren werden.

„Als sie dort waren, kam für sie die Zeit der Niederkunft, und sie gebar ihren Sohn, den Erstgeborenen, wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war“ (Lk 2, 6f). Das ist also das Schicksal, das dem Kind be-schieden ist. Es ist kein Platz für das Kind da. Und später wird kein Platz für den Mann aus Nazareth da sein. Sie werden ihn aus seiner

Heimatstadt Nazaret hinausdrängen, werden ihn den Berg hinabstürzen wollen.

Doch seine Stunde wird da noch nicht gekommen sein. Aber wenn seine Stunde gekommen sein wird, werden sie ihm das Kreuz auf die Schultern laden, werden ihn vor die Stadtmauern hinausführen, um ihn zu kreuzigen. Aber das wird später sein. Jetzt wird ein Kind geboren. „In dieser Gegend lagerten Hirten auf freiem Feld und hielten Nachtwache bei ihrer Herde“ (Lk 2, 8). Hirten waren da als wartende Wache. Sie hatten Augen für das

Leuchten am Himmel. Sie hatten Ohren für das Wort des Engels. Sie erkannten das Kind. Erkannten sie es, weil sie von Berufs wegen dauernd unterwegs waren? Erkannten sie es, weil sie dauernd auf der Suche waren nach Futterplätzen, nach Wasserbächen, auf der Suche nach einem, der ihrer Not ein Ende machte? Hirten wird zuerst die frohe Kunde gebracht: „Ich verkünde euch große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll: Heute ist euch der Retter geboren in der Stadt Davids; er ist der Christus, der Herr“ (Lk 2, 10f). Da sind Menschen bei der Arbeit, und mitten in ihrem Alltag spricht ein Bote Gottes sie an. Hirten fanden in ihrer Unbehaustheit den, der von sich später sagen wird, dass die Fische Höhlen haben und die Vögel Nester, dass aber der Menschensohn nichts hat, wohin er sein Haupt legen kann. Hirten wurde verkündet, dass das Kind in der Krippe der Retter ist, der Christus, der Herr. Ganz unten bei den Menschen ist der



Der römische Kaiser Marcus Aurelius, Markomannen-Anführer benadrigend (Ausschnitt aus dem Relief eines Ehrenbogens).



Die Geburt Jesu auf einem Gemälde von Durante Alberti (1538-1613).

Heiland der Welt angelangt. Gott als Armer unter Armen! Gott als Ausgestoßener bei den Ausgestoßenen, um sie aus dem Elend zu erlösen, um sich ihre Not und Sünde aufzubürden.

Und schwingt nicht auch noch darin mit, dass das Evangelium erzählt, dass Hirten als Erste berufen waren, den Mensch gewordenen Gott zu sehen: Gott erwählt immer das Schwache und Geringe und macht es zu Großem. So war es beim Hirten David, so wird es auch bei den Fischern am See Genezareth sein.

Der Heiland wird machen, dass sie mit ihm gehen, um den Menschen das Evangelium zu predigen. „Und plötzlich war bei dem Engel eine große himmlische Schar; sie lobte Gott und sprach: Verherrlicht ist Gott in der Höhe, und Friede ist auf der Erde bei

den Menschen, die er liebt“ (Lk 2, 13f). Friede auf Erden! Das ist ein Wort! Das ist es, was die Menschen erträumen und herbeisehnen. Da wird Friede entstehen, wo Menschen versuchen, das weihnachtliche Tun Gottes zu leben, jenes Tun Gottes, das darin besteht, dass er seinen Sohn dahingegeben hat um unseretwillen, damit wir gerecht gesprochen werden und Frieden mit Gott haben.

Weihnachten und die Botschaft vom Frieden auf Erden lassen sich nicht trennen. Es ist der aufrichtige Wunsch derer, die Unversöhnlichkeit, Hass und jeglichen Streit verabscheuen, dass Friede einkehre in unsere Herzen und Häuser. Friede ist der Glanz des Herrn, die Verheißung, die unser Leben durchzieht. Wir können offen werden für den geöffneten Himmel, weil der Erlöser-Gott einer von uns geworden ist, ganz

Mensch. Wir haben Frieden und dürfen Weihnachten feiern, dürfen uns freuen und beschenken, weil im Kind in der Krippe die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes zu uns gekommen sind.

Wir können die Suchenden und Fragenden, die Verzweifelten und Entwurzelten, die Heimatlosen und Armen hinführen zu dem, der allen den Weg zum Vater zeigte, der kam, allen eine Wohnung zu bereiten, der dem Verlorenen nachging, es in seine Arme schloss und ein Fest feierte.

Wir dürfen Weihnachten feiern, weil Gott in Jesus in die Armseligkeit der Welt hinabstieg und ihr hilft, indem er ihr Schicksal teilt, einer von uns wird und doch Gott bleibt.

Ihnen allen ein gesegnetes Weihnachtsfest!

Hausthor, wir erhielten jeder eine brennende Kerze und kamen in das Innere; es ging eine Strecke abwärts, der Gang (oder Gruft) erweiterte sich stark. Endlich kamen wir zu einer Brücke, welche bey 60 Fuß lang war. Die Tiefe dieser Brücke konnten wir nicht sehen, indem unsere brennenden Lichter mit ihrem Schein so weit nicht reichen konnten, und wir nur durch hinunter Werfen von Steinen vernehmen konnten, das es eine große Tiefe verloh und das Ganze eine große Ebene war; ober uns war es sehr hoch und fast Gewölbartig. Diese Gruft besteht aus lauter von Natur künstlich hervorragenden und herabhängenden Tropfstein von welchen hervorragenden und hangenden Steinen Wasser herab tropft und sich versteinert und verschiedene künstliche Figuren vorstellt, welche wir viele sahen, ganz Menschen und Thieren ähnlich gruppiert waren. Auch kamen wir zu dem Kaiserplatz, wo eine Denktafel pyramidenartig von Tropfstein steht und mit Inschriften geziert ist, welche S. Majestät Kaiser Franz der I. von Oesterreich setzen ließ.

Wir setzten von Adelsberg unsern Marsch fort und gelangten in zwei Tagen auf den Berg Obschina, von dort aus wir dann den ersten Blick auf das Meer und die schöne Stadt Triest machen konnten, welches uns eine ungemaine schöne Aussicht darbot, links die Küste von Dalmatien, und rechts die Küste von Italien übersahen.

Von da aus gelangten wir nach der schönen Stadt Triest, wo wir am 4 ten November anlangten; ich besah dortselbst alle Sehenswürdigkeiten der Stadt so wie die Umgebung des Hafens, wobey ich auch 1/2 Stunde außer der Stadt eine Kunstmühle besuchen wollte, welche durch Dampfkraft 18 Mahlgänge treibt, wo dortselbst mir der Eintritt zum Besehen nicht gestattet wurde; in der Stadt selbst aber gefiel mir vorzüglich das Pflaster, welches durchaus von behauenen Quaderstücken besteht.

Am 7 ten wurden wir eingeschifft, wir lagen aber bis 10 ten in dem schönen Hafen wegen ungünstigen Wind, wo wir selbigen Abend erst gegen 10 Uhr abfahren konnten; den andern Tag waren wir schon auf offener See und sahen nichts mehr als Himmel und Wasser, gegen Abend bekamen wir Sturm und wir Deutsche bekamen fast alle die Seekrankheit; am andern Tag Mittag erlangten wir die Seestadt Robingo an der Dalmatischen Küste, wo wir wegen ungünstigen Winde vier Tag vor Anker lagen, von da aus

wurde gefahren bis Turazo, eine Seestadt im türkischen Gebiet, wo wir eineinhalb Tage vor Anker lagen; von dort sind wir an der Insel Corfu vorbeigefahren, und bekamen bald darauf ungemein heftigen Sturm, welcher eineinhalb Tag dauerte. Endlich am 6 ten Dezember erreichten wir die Seestadt Nabarin, den ersten griechischen Seehafen, wo wir ausgeschifft wurden; und am zweyten Tag darauf wurde zu Land nach der Hauptstadt Nauplia zumaschirt. Wir hatten sehr ungünstiges Wetter, wir kamen da auf Städte nämlich Nihsi, Tripolitza, u.s.f., aber wir trafen in ganzem griechischen Gebiet alles ruinös, so dass alle Städte nur schlechten Dörfern ähnlich sahen.

Am 15 ten Dezember kamen wir nach der Hauptstadt Nauplia. Am 3 ten Tag wurden wir von Sr. Majestät König Otto inspiziert und darauf zu Arbeit verwendet, wo ich bey dem Kasernenbau als Zimmergeselle arbeitete. Im März 1834 wurde meine Compagnie nach Rhion versetzt, wo ich wiederum zum Kasernenbau als Zimmerer verwendet, und im Monat August laufenden Jahres wiederum bey Versetzung der Compagnie nach der Stadt Patras zu dem Bau eines Militärsitals u. zu dem Bau einer Tuana oder Mauthalle als Zimmerer verwendet. Im Jahre 1835 wurde ich versetzt nach Negrobon, wo ich zum Bau einer königl. Sägmühle als Zimmerer verwendet ward, welcher Ort mir ungemain wegen merkwürdigen horizontalen Wasserwechsel meine Aufmerksamkeit zuzog, übrigens besteht die Stadt aus meistens alten türkischen Gebäuden und einer Festung.

Im August 1835 wurde ich versetzt nach der jetzigen Residenz-Stadt Athen, und wurde verwendet als Vorarbeiter zu den Brücken und neuen Straßenbau von Athen über Eleises nach Theben, wo ich auch sodann als Unteroffizier vorrückte. Zu Athen besah ich vorzüglich die Merkwürdigkeiten als 1 tens die Festung Akropolis, worin sich zwey Tempel mit schönen Säulen von weißen Marmor befinden. Diese beyden Tempel sind theils sehr ruinös, sehr viele Säulen liegen theils in großen Stücken theils in kleinen Thrümem herum; in etwas bessern Zustand war der große Tempel Parthenon, welcher ringsum ehemals mit Säulen versehen war, jetzt aber viele umgestürzt dalagen, wovon ich selbst ein solches Stück im Durchmesser gemessen hatte welches 5 etliche Zoll war, und die Säulen sind stückweise aufeinander gesetzt, welches jedes 2 bis 3 Zoll beträgt und mit eisernen Diebeln versehen waren. Auch befindet sich in dieser Festung eine türkische Moschee (oder Kirche) wo jetzt verschiedene vorzufunde Antiken aufbewahrt werden.

Am Fuße dieser Festung befindet sich auch der Thesäus-Tempel, welcher sich in bessern Zustande befindet, in welchem auch Alterthümer aufbewahrt werden. Auch befindet sich nahe an der Stadt Athen unweit der neuen Residenz ein alter verfallener Tempel, wovon noch einige Säulen stehen sammt Gebälke, es ist der Herkules- oder Jupiter-Tempel, welche Unterscheidung mir nicht mehr beyfiel.

Auch besah ich bey den Marsch von der Insel Negrobon nach Athen zu Corinth die große merkwürdige Festung, welche 365 Zisternen hat, und am Fuße dieser Festung (in der Stadt) befinden sich noch 7 Säulen von dem Tempel, wo St. Paulus predigte. Das übrige von diesen Tempel ist ganz verfallen.

Ich stand seit meinen nachherigen Verwendungen unter meiner Garnisonirenden Compagnie zu Athen, wonach ich am 29 ten July 1837 meinen Abschied erhielt; und am 10 ten August l. J. wurden wir Beabschiedete zu Pyrens in Hafen von Athen eingeschifft. Von da langten wir nach der Insel Borus, dann nach der Insel Hydria, wo wir uns zwey Tage aufhielten und mit Lebensmitteln versehen wurden; von da aus schifften wir nach Modon und Specia und von da nach Corfu und nach Triest, wo wir im Monat September anlangten und dortselbst vierzehn Tage Contromaz halten mußten; dann von Triest reiste ich über Görz, Villach, Hallein und Salzburg in mein Vaterland zurück, wo ich am 10 ten Oktober in Reichenhall anlangte.

Wieder zuhause